

Gonderdruck Gudetendendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Prag XII. Bocelova 10

1. Jahrgang

Prag 1928

1. Heft

Der säugende Finger

Von Albert Wesselski

Unter den vielen Varianten, die es zu dem Märchen von dem Dornröschen gibt, weichen zwei durch ihr Alter ehrwürdige in dem Gange der Handlung wesentlich von dem Typus ab. Die Einleitung ist die gleiche wie sonst: die Prinzessin sticht sich, kraft einer Verwünschung, eine Flachsgräte in den Finger und fällt in den Zauberschlaf; Entwicklung und Lösung aber des Märchens gehen eigene Wege. In beiden Fassungen wohnt der Schlafenden ein Jüngling bei, ohne daß sie erwachte, und sie wird von ihm schwanger. In der einen Erzählung, die in dem im vierzehnten Jahrhundert verfaßten Roman Perceforest steht, beginnt der Knabe, den sie nach neun Monaten, noch immer schlafend, gebiert, an ihrem Finger zu saugen und holt so die Gräte heraus, und sie erwacht; in dem Märchen Giambattista Basiles hingegen, das erstmalig 1636 gedruckt worden ist, sind es Zwillinge, die, als sie einmal die Mutterbrust, an die sie von Feen gelegt worden sind, nicht finden können, die Finger fassen und daran saugen, bis durch die Entfernung der Gräten der Zauberschlaf endet. Natürlich gibt es auch, bei der ungeheuern Verbreitung von Basiles Werk, volkstümliche Formen des Märchens (s. J. Bolte-G. Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, I, Leipzig, 1913, 436f., 438), und eine Nebenform ist bis in die türkischen Länder gelangt, wo sie in die Sammlung Billur-Köschk Aufnahme gefunden hat (Menzel, Türkische Märchen, I, Hannover, 1923, 78f.): Als der Truhendeckel aufgehoben worden ist, sieht man darin ein Mädchen liegen, schön wie der Vollmond, und neben ihr ein wunderschönes, goldlockiges Kind, das ihr anstatt an der Brust an dem Finger saugt.

Diese Substituierung der säugenden Brust durch den säugenden Finger ist nun ein uraltes Motiv, wenn nicht des Märchens, so doch der Legende oder der Sage, das natürlich nur dann statthaben kann, wenn der Mutter die Erfüllung ihrer selbstverständlichen Funktion unmöglich



ist; während es aber in den besprochenen Märchen der Bruder des Todes ist, der sie daran hindert, handeln Legende und Sage stets von ausgesetzten Kindern, und alle diese Geschichten gehören in den großen Komplex, der durch das Motiv des oder der auf außergewöhnliche Art am Leben erhaltenen Helden gekennzeichnet ist. So findet sich in dem King lü ji siang, einem im Jahre 516 unserer Zeitrechnung gemachten chinesischen Auszug indischer buddhistischer Bücher, folgende Erzählung (Ed. Chavannes, Cinq cents contes, Paris, 1910f., III, 215f): Eine Königin von Benares gebiert einen Fleischklumpen; sie tut ihn in eine Vase, versiegelt sie und läßt sie von dem Flusse wegtragen. Ein Mönch findet die Vase und bewahrt sie in einem Winkel seiner Behausung auf. Nach einiger Zeit werden aus dem Fleischklumpen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Den Mönch faßt sofort eine schier mütterliche Liebe zu ihnen, und aus seinen beiden Daumen beginnt Milch zu fließen; mit dem einen nährt er den Knaben, mit dem andern das Mädchen. Mit der Fortsetzung der Legende haben wir uns hier nicht zu befassen; erwähnt aber sei, daß Ähnliches in einem modernen indischen Märchen erzählt wird (Indian Antiquary, XXII, 315): Die Königin gebiert einen Knaben und ein Mädchen; diese werden ihr jedoch von den neidischen Nebenfrauen weggenommen und in einem Kästchen ins Meer geworfen. Ein Sternkundiger findet sie; um ihr Schreien zu stillen, steckt er ihnen die Finger in die Mäuler, und nun sieht er zu seiner Freude, daß sie so von ihm Nahrung ziehen. In dem Bhagavata-Purana, IV, 30 (traduit et publié par M. E. Bournouf, Paris, 1840f., II, 162) verläßt eine Apfara, eine Guldin, ihr lotusäugiges Töchterchen; von Mitleid gerührt, steckt der Gott Soma dem halbverhungerten Kinde einen Finger in den Mund, und aus diesem fließt Ambrosia. Indra ist es, der im Wischnu-Purana (Winternitz, Geschichte der indischen Literatur, Leipzig, 1909f., I, 461f.) und im Mahabharata (III, 126, 29f., VII, 62, 5f., XII, 29, 83f.) den von König Juvanaschva ohne weibliche Mitwirkung gezeugten Sohn mit seinem Finger säugt, und der Sohn gewinnt so nicht nur den Namen Mandhatri (Indra hatte gesagt: Man dhasjati — Er wird von mir gesäugt werden), sondern erreicht auch in zwölf Tagen das Wachstum eines Zwölfjährigen und braucht zu der Eroberung der Erde nur einen einzigen Tag. Nach dem Maase Abraham, von Jellinek in seine Sammlung Bel ha-Midrasch aufgenommen, kommt zu dem wegen der Nachstellungen Nimrods ausgesetzten kleinen Abraham auf Befehl des Herrn der Engel Gabriel, um ihn Milch aus seinem Finger saugen zu lassen, so daß er nach zehn Tagen gehen und die Höhle verlassen kann (M. Wünsche, Aus Israels Lehrhallen, I, Leipzig, 1907, 16), und die arabische Legende schmückt dies aus, indem sie aus dem einen Finger des Engels Wasser, aus dem anderen Milch, aus dem dritten Honig, aus dem vierten Dattelsaft und aus dem fünften Butter fließen läßt (Wünsche, I, 32 n.).

Bis hierher erzählen Märchen, Sage und Legende nur etwas sozusagen Natürliches: der zu Großem ausersehene Held — daß es sich auch in der zuerst erwähnten indisch-chinesischen Erzählung um ein Heldenpaar handelt, etwa wie Romulus und Remus, werden wir noch sehen, und die Sage von der durch Soma genährten Tochter der Apfara, von der das Purana nur weiß, daß sie nunmehr ein schönes Mädchen sei, kann nur als nicht



fertig gewordene Parallele gewertet werden — wird durch ein höheres Wesen am Leben erhalten, und dieses Wesen teilt ihm gewissermaßen von seinem Wesen mit; so wie Hera Herakles, indem sie ihm die Brust reicht, unsterblich macht, so wäre auch der Sohn des Königs Malkandros, den Isis an ihrem Finger saugen ließ, unsterblich geworden, wenn man sie nur hätte gewähren lassen (Plutarch, De Iside et Osiride, 16), und das entspricht dem volkstümlichen Spruche: „Man ist, was man isst“. In den ältesten Fassungen ist es sicher immer ein Gott gewesen, der eingegriffen hat; später tritt an seine Stelle ein Mittler, ein gottähnlicher Weiser oder ein Engel, und schließlich schaltet der von der Größe seines Helden begeisterte Erzähler das Werkzeug der Vorsehung überhaupt aus: der Held säugt sich selber.

So weiß Bel'ami, der persische Bearbeiter der arabisch geschriebenen Chronik von Tabari (traduite par M. Hermann Zotenberg, Paris, 1867, 137f.), zu erzählen, Abraham habe, als seine Mutter zwei oder drei Tage, nachdem sie ihn in der Höhle ausgesetzt hatte, nachsehen gekommen sei, ob er noch lebe, seinen Finger im Munde gehabt und daran gesogen; „denn Gott hatte aus diesem Finger die Nahrung fließen lassen, deren das Kind bedurfte“. Der persische Geschichtschreiber Mirkhond (The Rauzat-us-safa, translated by E. Rehatsek, I, London, 1891, 129) ergänzt dies durch die Angabe, der Daumen habe Milch und Honig von sich gegeben; ähnlich, aber von zwei Fingern berichtet al Baghavi in seinem Koran-Kommentar (D'Herbelot, Bibliothèque orientale, Paris, 1697, 13), und eine arabische Tradition der Gegenwart, anscheinend aus Berze bei Damaskus, dem angeblichen Geburtsort Abrahams, hält dafür, daß ihm die Mutter selber, bevor sie ihn verließ, einen Finger in den Mund gesteckt habe (S. J. Curtiss, Ursemitische Religion, Leipzig, 1903, 88). So wie mit Abraham begibt es sich, mutatis mutandis, mit Moses: als ihn Pharao's Gattin — nicht seine Tochter — in dem Kasten findet, sieht sie, daß er aus seinem Daumen Milch saugt (Wünsche, a. a. O., 165; vgl. Mirkhond, I, 310). Hier haben wir auch, der biblischen Erzählung entsprechend, das Motiv des im Wasser ausgesetzten Kindes, wie es uns oben in der alten chinesischen Bearbeitung der uralten buddhistischen Legende begegnet ist; freilich handelt es sich in diesen zwei Geschichten um ein Kinderpaar, und dieses wird durch Saugen an den Fingern eines andern am Leben erhalten. Es gibt jedoch in Indien eine Parallele, die auch den Zug des Sich-selber-Säugens enthält; sie steht in dem singalesischen Pudschawalija, verfaßt von einem gewissen Majurapada um 1300, das aber auf buddhistische Quellen der grauen Vorzeit zurückgeht: Eine Königin von Benares gebiert einen Fleischklumpen; sie tut ihn in eine Vase, und diese wird versiegelt und in den Fluß geworfen. Ein Ästet findet sie und trägt sie in seine Zelle. Nach einiger Zeit werden aus dem Fleischklumpen ein schöner Prinz und eine schöne Prinzessin, und diese saugen aus ihren Fingern Milch (R. Spence Hardy, A Manuel of Buddhism, London, 1860, 235 n.). Die sonstige Identität der zwei Sagenformen, der chinesischen und der singalesischen, zeigt sich auch in dem Schlusse: Die Geschwister heiraten einander und werden die Gründer der Stadt Vesali. Zu der chinesischen Variante haben wir auf eine moderne

indische Parallele hinweisen können; zu der singalesischen bringen wir ein ägyptisches Märchen der Gegenwart bei (Yacoub Artin Pacha, *Contes populaires inédites de la Vallée du Nil*, Paris, 1895, 265f.): Die Königin gebiert zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen; sie werden ihr weggenommen und in einem Kästchen ins Meer geworfen. Ein Mann, der eben betet, birgt das Kästchen, und beim Öffnen findet er die zwei Kinder, die an ihren Fingern saugen¹⁾.

Auch in der persischen Sage scheint sich das Motiv erhalten zu haben, und geknüpft wird es an den großen Helden Sal, den Vater Rustems: nach Firdausi wird Sal von seinem Vater, der über sein greisenhaftes Aussehen erschrocken ist, eine Woche nach seiner Geburt auf einem Berg ausgesetzt:

das kleine Kind an jenem Ort
lag Tag und Nacht ohne Hülf und Hort.
Bald sog's an seinen Fingerlein,
bald wiederum hubs, an zu schrein

(Rückert, I, 138; Mohl, I, 170: ... quelquefois il suçait son doigt, quelquefois il poussait des cris; Pizzi, 312: ... egli del pollice A quando a quando la falange estrema Suggea, vagia pietoso a quando a quando; Schack hingegen, I, 152, übersetzt, wohl des Reimes halber: ... Und bald an seinen Fingerspitzen nagte, bald auch mit jammervoller Stimme flagte). Nach dem bisherigen Gange unserer Untersuchung hat die alte Überlieferung wohl besagt, Sal habe aus seinem Finger Milch gesogen, und dafür spricht auch die Tatsache, daß Firdausi sehr gerne das Märchenhafte, das er in der Tradition vorfand, mit der Ratio des Gebildeten seiner Zeit in Einklang

¹⁾ Verdorben ist dieser Zug in der 14. der Volkserzählungen aus Palästina, herausgegeben von Hans Schmidt und Paul Kahle, Göttingen, 1918, 173: Hier ist es eine Ghule, die die Ausgesetzten findet. „Als sie die Kiste öffnete, da kamen die beiden Kinder zum Vorschein und waren wie KönigsKinder. Der Knabe schnappte nach dem Zahne seiner Schwester und saugte an ihm.“ Hier wird wohl ein Hör- oder Übersetzungsfehler vorliegen. Allerdings kommt ein Zahn, natürlich ein eigener, der ausdrücklich als Kraftsitz bezeichnet wird, auch in der feltischen Sage von Fionn vor. In einer jungen schottischen Variante (J. F. Campbell, *Popular Tales of the West Highlands*, New ed., London, 1890f., II, 430 III 30) braucht Fionn nur den Finger unter den Weisheitszahn zu legen, um in die Ferne sehen zu können; dieser Heros aber ist ein Verwandter des Wunderarztes Farquhar, der seine Macht erwirbt, als er den Finger, den er sich an einer aus einer Schlange bereiteten Brühe verbrannt hat, in den Mund steckt (Campbell, II, 378), ganz ähnlich also wie Snorris Sigur, der sich den Finger an dem gebratenen Herzen Fafnis verbrennt. Bei Fionn gibt die schottische Fassung keine Erklärung, wie er zu seiner außerordentlichen Fähigkeit kommt; wohl aber findet sich eine solche in einer ebenfalls jungen irischen Darstellung (K. Müller-Lisowski, *Irische Volksmärchen*, Jena, 1923, 37f.), wo Fionn eine heiß gejottene Forelle berührt und nun den verbrannten Daumen in den Mund steckt; dann aber heißt es weiter: „Von dem Tage an bis zu seinem Tode holte er seine Weisheit aus dem Daumen, sobald er ihn in den Mund steckte, und von den Sehnen bis aufs Mark taute“ (ebendort, 39 u. 40). So biegt also die Fionn-Sage mit diesem Zuge, obwohl er aus einer anderen Tradition herkommt, in die ein, von der wir jetzt handeln. Die ältesten, zum Teile noch aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden Niederschriften der Sage von Fionn, Grainne und Diarnuid, die ansonsten schon in dem Book of Leinster um das Jahr 1130 oder noch dreihundert Jahre früher erwähnt wird, berichten nichts von diesen Dingen.

zu bringen versucht hat¹⁾. Möglich freilich ist aber auch, daß in der Sage von Sal, wie sie ihm vorlag, das Motiv von der Erhaltung des Helden durch Selbstsäugung gar nicht vorkam, sondern daß er poetisch eine Beobachtung verwertet hat, wie sie auch von andern gemacht worden ist; um einen großen Sprung zu tun, so schreibt Hebbel, vier Tage nach der Geburt seines Sohnes, am 9. November 1840 in sein Tagebuch (II, 77): „Der Kleine, durstig, sog an seinen eigenen Fingern sich wieder in den Schlaf.“

In all den angeführten Legenden, Sagen und Märchen saugen die Kinder an einem fremden oder dem eigenen Finger, wenn schon nicht mit der Absicht, so doch mit dem Erfolge der Nahrungsgewinnung; es gibt aber auch ein Märlein, wo der Saugende kein Kind ist und Zweck und Effekt des Saugens anders sind, obwohl hier wieder der Satz zur Geltung kommt: Man ist, was man ist. In einer mittelalterlichen Sammlung von Marienwundern bittet ein Geistlicher die Gottesmutter um Beistand bei seiner ersten Messe; sie erscheint ihm und sagt: „Öffne den Mund und sauge an dem himmlischen Finger.“ Daraus schöpft denn der Priester wunderbare Kunst und singt zu aller Entzücken. Otto Weinreich, der dieses Märlein zitiert (Antike Heilungswunder, Gießen, 1909, 34, n. 3), knüpft daran die Frage: Wurzelt etwa im letzten Grunde unsere Redewendung „sich etwas aus dem Finger saugen“ in der Vorstellung von der Zauberkraft der Finger?

Die Frage muß unserer Meinung nach verneint werden; denn der Ersatz der Brust durch den Finger ist, weil sonst nirgends eine so große Ähnlichkeit besteht, das Natürlichste. So, wie Isis dem ihr anvertrauten Kindlein anstatt der Brust den Finger reicht, so tut dies auch die hl. Jungfrau: in der Legende von dem vor seiner Primiz bangenden Priester war es ursprünglich sicherlich die Brust, die ihm Maria gereicht hat, und erst später ist für sie der Finger eingesetzt worden; wahrscheinlich wenigstens wird dies durch andere Legenden, wo Maria ihren Verehrern wirklich die Brust gibt²⁾. Ist der Wundertäter gar ein männliches Wesen, ein Gott,

¹⁾ In einer späteren Episode eben dieser Sage läßt die von Sal geliebte Kudabe von der Höhe des Turmes, wo sie haust, ihr Haar herab, auf daß Sal daran emporklettere; Sal aber weigert sich dessen und nimmt, anders als die vielen Märchenhelden, die sich diese für die Geliebte gewiß unbequeme Hilfeleistung gefallen lassen, einen Strick, schleudert ihn so geschickt hinauf, daß sich die Schlinge festhaft, und klettert so in ihre Arme (Rückert, I, 162; Mohl, I, 208; Schack, I, 176; Pizzi, I, 357). Ebenso hat sich Firdausi bei der Behandlung der Guschasp-Sage (Rückert, III, 286f., Mohl, IV, 237f., Pizzi, V, 21f.) nach Kräften bemüht, ihren Zusammenhang mit dem Märchen von dem Grindkopf und seinen Schwägern zu verwischen.

²⁾ So berichtet im 13. Jahrhundert Vinzenz von Beauvais (Speculum historiale, VII, 84), von einem verrückt gewordenen ehemaligen Geistlichen, der sich buchstäblich selber zu verzehren begonnen hat — die Lippen und die Zunge hat er sich schon abgenagt; auf die Bitte seines Schutzengels erschien Maria, und *ad lectum propius accedit, extractaque ubera visa est protinus immittere in os aegri, et sancti lactis sui rore infuso, subito suae linguae integritatem, labiisque antiquum decorem, et toti eius corpori restituit sanitatem.* Vgl. weiter Gerolt, *Promptuarium discipuli de miraculis beatae Mariae virginis*, ex. 32 (Sermones discipuli, Venetiis, 1613, 873) *Magnum speculum* und *Joannes Maior, exemplorum*, Duaci, 1614, 526.

Engel oder Asket, so ist es erst recht überflüssig, in diesen durch Analogie verständlichen Vorgang etwas hineingeheimnissen zu wollen; saugt doch das Kind, wenn ihm die nährenden Brust fehlt, an dem eigenen Finger. Dabei kann freilich, wenn es sich nicht um Wunderkinder, wie Abraham und Moses, handelt, nichts so Gescheites herauskommen, wie bei einer Eingebung Gottes oder der hl. Maria. Solche Erwägungen mögen denn auch der Redensart zugrunde liegen, die bis jetzt zuerst (1512) in Thomas Murners Narrenbeschwörung, 36, 24f., belegt ist:

Das hat gethon das schedlich claffen
des schelmens, der das hat erlogen,
allein uß syhen fingern gsogen

(Hg. v. M. Spanier, Halle, 1894, 123; vgl. ebendort 319f. und Josef Veffz, Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren, Straßburg, 1915, 137), und für diese Erklärung spricht auch eine andere, um zehn Jahre jüngere Erwähnung Murners, in dem Großen Lutherischen Narren, r. 2330f. (herausgegeben von Paul Merker, Straßburg, 1918, 188):

Und hat euch warlich nit betrogen,
uff dise stund auch nichß erlogen,
uß got und nit den fingern gesogen.

Dazu stimmt aber auch, abgesehen von den Zitaten im Grimmschen Wörterbuch, bei Wander und bei Borchardt-Wustmann, wenn man nur recht zusieht, die in diesem Zusammenhange allerdings sonderbar klingende Behauptung des Anzengruberischen Girgl: „Es ist wohl gwiß, daß sich die geistlichen Herrn 'n Gottseibeius nit aus'n Fingern sukeln konnten.“

Wie dann an die Stelle der säugenden Finger der kleine oder Ohrfinger als sagender tritt, — über diesen Gegenstand wäre eine eigene Abhandlung zu schreiben.